

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Ein Akt der Befreiung“

Unter Lateinamerikas zumeist linken Autoren gilt der Liberale Mario Vargas Llosa als Außenseiter. Ein Gespräch mit dem Literaturnobelpreisträger über Schreiben und Rebellion.

sie kommen einfach nicht zurück“, sagt Friedman sehr sanft und mitleidig.

Da geht es um eine Zukunft, für die der Westen zweimal so hart arbeiten muss, wenn er mithalten will. Und für die Bildung der Schlüssel ist.

Es ist wie oft bei Friedman: Er erzählt nichts wirklich Neues, das aber effektiv. Es geht bei alledem um eine einfache Frage: Was sind in Zukunft die Prioritäten, nach denen wir Entscheidungen treffen?

„Das Problem ist nicht China“, sagt er, „das Problem sind wir.“ Für Amerika bedeutet das: „Schocktherapie. Das System braucht eine Schocktherapie, sonst kommen wir aus dem Sumpf nicht wieder raus.“

Friedman, der immer für die Demokraten gestimmt hat, sieht nur einen Ausweg: „Ich erkenne die Politik nicht mehr in diesem Land“, sagt er. „Ich fühle mich entfremdet. Das Einzige, was uns helfen würde, wäre ein ernstzunehmender Präsidentschaftskandidat 2012, der von keiner der beiden Parteien unterstützt wird. Michael Bloomberg wäre so jemand.“

New Yorks Bürgermeister Bloomberg ist ein guter Freund, die beiden sprechen oft. „Michael würde nur antreten“, sagt Friedman, „wenn er die Chance hätte zu gewinnen. Und das dürfte sehr schwierig werden. Ein unabhängiger Kandidat hätte vor allem die Chance, den Mitbewerbern aus den beiden großen Parteien eine andere, zukunftsöffnere Agenda aufzuzwingen. Nichts wäre mehr wie vorher. Am besten sollten Michael und mein Freund Bill Gates gemeinsam antreten.“

Der Dow ist inzwischen weiter gefallen, 500 Punkte insgesamt.

In „That Used to Be Us“ steckt der Wunsch nach einer neuen Republik, die Blaupause einer neuen Demokratie, die die Politik wieder von den Zwängen der Partikularinteressen emanzipiert und zum Wohl des Ganzen definiert. Minnesota, circa 1960. Im Grunde will Friedman eine Art von „nation building at home“.

Sonst?

„Sonst werden wir bald ein fußlahmes Land sein. George W. Bush hat die große Chance verpasst, nach dem Angriff vom 11. September Amerika zu mobilisieren. Er hätte alles verlangen können, eine Patriotismus-Steuer etwa, mit der wir uns vom Öl unabhängig hätten machen können, und eine ganz neue Art der Energieversorgung hätten aufbauen können.“

Stattdessen kamen zwei Kriege und eine riesige Steuersenkung. Stattdessen kamen comicgroße Autos, die aussahen, als hätte sie jemand mit einer Luftpumpe aufgeblasen und vergessen, die Pumpe wieder zu entfernen. Stattdessen kam die Finanzkrise, kam Obama, der seine Chance hatte, kam die Tea Party.

Es sind radikale Zeiten. „Wir haben noch eine Chance“, sagt Thomas Friedman. Amerika braucht mal wieder eine Revolution.



Schriftsteller Vargas Llosa: „Aber seine politischen Ideen – du lieber Gott!“

LORDI/SOCIAS / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL



Vargas Llosa, 75, ist einer der bedeutendsten und produktivsten lateinamerikanischen Romanciers und Essayisten. International Aufsehen erregte der Peruaner erstmals 1962 mit dem Roman „Die Stadt und die Hunde“, dem vier Jahre später sein wohl bestes Werk „Das grüne Haus“ folgte. 1990 bewarb er sich ohne Erfolg um das peruanische Präsidentenamt. Im Dezember 2010 wurde er mit dem Nobelpreis für Literatur geehrt. In seinem neuen Buch „Der Traum des Kelten“, das jetzt im Suhrkamp Verlag erscheint, befasst sich Vargas Llosa mit dem Schicksal des in Irland geborenen britischen Diplomaten Roger Casement (1864 bis 1916), der Anfang des 20. Jahrhunderts im Auftrag der Londoner Regierung die katastrophalen Lebensbedingungen der Schwarzen im Kongo und der Indianer am Amazonas untersuchte und später den irischen Freiheitskampf unterstützte, bis er schließlich im August 1916 in London hingerichtet wurde. Meisterhaft zeichnet Vargas Llosa den Traum des Kelten Casement von einer freien, gerechten Welt in all seinen inneren und äußeren Kämpfen nach.

**SPIEGEL:** Herr Vargas Llosa, Ihr literarisches Werk zeugt von einem tiefen humanitären und sozialen Engagement. Auch in Ihrem neuen Roman „Der Traum des Kelten“ erzählen Sie vom tragischen Kampf eines Idealisten für die Entrechteten. Wo stehen Sie politisch?

**Vargas Llosa:** Ich bin ein Liberaler, ein liberaler Demokrat im klassischen Sinn. In den USA wird ja liberal oft mit sozialistisch gleichgesetzt. Das darf nicht verwechselt werden.

**SPIEGEL:** Macht Sie das zu einem Außen-seiter, sogar zu einer Kuriosität unter den lateinamerikanischen Intellektuellen?

**Vargas Llosa:** In gewisser Weise schon. Viele Jahre war ich so etwas wie eine Ausnahme, aber nach und nach hat sich die Einstellung auch in Lateinamerika geändert. Die Schriftsteller sind nicht mehr so revolutionär wie in der Vergangenheit.

**SPIEGEL:** Lateinamerika galt lange als der revolutionäre Kontinent schlechthin. Sind diese Träume endgültig verfliegen?

**Vargas Llosa:** Die meisten meiner Kollegen begeistern sich vielleicht noch nicht so richtig für die Demokratie, aber sie haben sich, na ja, mit ihr abgefunden. Sie haben gelernt, dass der Staat nicht die Lösung für alle wirtschaftlichen und sozialen Probleme ist. Diese Hoffnung hat getäuscht. Es gibt immer noch nicht viele Liberale unter den Schriftstellern, aber viel mehr Demokraten als früher und vermutlich viel weniger Revolutionäre.

**SPIEGEL:** Hat das auch den Blick auf Sie in Lateinamerika verändert? Der geliebte Sohn waren Sie ja nie.

**Vargas Llosa:** Lange war ich es gewohnt, zu lesen und zu hören: Nun ja, seine Ro-

mane sind in Ordnung, vielleicht manchmal sogar sehr gut, aber seine politischen Ideen – du lieber Gott! Da hat sich ein bisschen was gebessert. Manche sagen jetzt: Er mag politisch ein Neoliberaler sein, aber seine Romane sind links; er weiß es selbst nicht, aber er hat das Herz auf dem richtigen, dem linken Fleck.

**SPIEGEL:** Befriedigt Sie das?

**Vargas Llosa:** Das ist okay, ich habe keine Probleme mit den Etiketten.

lästig sein. Aber natürlich wird man dafür entschädigt.

**SPIEGEL:** Der Nobelpreis wurde Ihnen zugesprochen für Ihre „Kartografie der Machtstrukturen und die gestochenen scharfen Bilder des individuellen Widerstands, des Aufbruchs und der Niederlage“, wie das Komitee in seiner Würdigung schrieb. Das würde bestens auf einen linken Rebellen passen.

**Vargas Llosa:** Das Lob ist ziemlich verwirrend, aber ich war sehr glücklich damit,



**Autor García Márquez bei Fidel Castro 1984:** „Ich rede nicht über ihn“

**SPIEGEL:** War der Literaturnobelpreis, den Sie im vergangenen Jahr erhielten, nicht nur eine Auszeichnung Ihres literarischen Schaffens, sondern auch eine Anerkennung Ihres Streitens für Demokratie?

**Vargas Llosa:** Zunächst einmal war der Preis eine totale Überraschung. Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet.

**SPIEGEL:** Weil er so spät kam?

**Vargas Llosa:** Nein. Ich dachte, ich hätte alles getan, um ihn nicht zu bekommen. Ein Lateinamerikaner, ein Liberaler und der Nobelpreis für Literatur – das war doch ein Ding der Unmöglichkeit! Ich war völlig fassungslos. Wunder geschehen, wenn man sie am wenigsten erwartet. Es war eine sehr interessante Erfahrung, wenn auch ein bisschen destruktiv.

**SPIEGEL:** Inwiefern? Es muss doch eine Genugtuung für Sie gewesen sein.

**Vargas Llosa:** Es ist schwer, mit dem Schreiben so diszipliniert fortzufahren, wie ich es gewohnt bin, wenn Sie so etwas wie ein Darsteller im Medientheater werden. Das ist nicht lustig, es kann sogar sehr

denn ich beziehe es auf die rebellische Einstellung, die meine Romanfiguren zur Wirklichkeit und zum Gefüge der Gesellschaft haben. Diese Haltung, die Welt herauszufordern, gefällt mir.

**SPIEGEL:** Sind Sie also doch ein verkappter Linker?

**Vargas Llosa:** Ich glaube, ein echter Liberaler tendiert eher nach links als nach rechts.

**SPIEGEL:** So? Das klang vorhin noch anders. Was ist denn ein echter Liberaler?

**Vargas Llosa:** Was ihn zunächst und vor allem auszeichnet, ist Toleranz. Mit der Möglichkeit rechnen, dass man sich in seinen Überzeugungen und Glaubenssätzen irrt. Den anderen in seinem Denken, Glauben, Reden akzeptieren. Toleranz schafft den gemeinsamen Nenner für das friedliche Zusammenleben in einer Welt, in der nicht das Gesetz des Dschungels herrscht. Daraus ergibt sich die Ablehnung jeder Form von Totalitarismus.

**SPIEGEL:** Liberalismus als Laissez-faire schafft Ungleichheit und Ungerechtigkeit.



**Vargas Llosa:** Demokratische Werte müssen Freiheit mit Gerechtigkeit und Fairness verbinden. Die Freiheit des Individuums, autonom über seine eigene Lebensform zu entscheiden, setzt dem Staat die Grenzen der Intervention. Die wirtschaftliche Freiheit kommt für mich zuletzt, obwohl die freie Marktwirtschaft natürlich die beste und einzige Weise ist, den Wohlstand der Nationen zu mehren. Wenn der Staat das Monopol auf ökonomische Wertschöpfung hat, ist das Ergebnis Ineffizienz und Korruption. Das hat die Geschichte der vergangenen Jahrzehnte in überwältigender Manier bewiesen.

**SPIEGEL:** Schön und gut, nur erleben wir gerade die Verheerungen des Marktliberalismus und Finanzkapitalismus.

**Vargas Llosa:** Die ökonomistische Betrachtungsweise, die den Wert jedes Menschen nach seiner wirtschaftlichen Leistungskraft berechnet und ihn so auf eine Ziffer reduziert, ist für mich nicht das Wesen des Liberalismus, sondern dessen Verirrung, die Ausnahme. Die Ökonomisierung des Lebens ist eine Entmenschlichung. Das sollte aus uns aber keine Nihilisten oder Skeptiker machen. Moralischer und zivilisatorischer Fortschritt ist möglich, wir können das Leben verbessern, Schritt für Schritt, Stück für Stück. Aber die vollkommene Gesellschaft ist unerreichbar. Wenn man sie her-

beizwingen will, schafft man die Hölle. Perfektion kann man in der Kunst anstreben, in der Literatur, vielleicht sogar im persönlichen Schicksal. Vielleicht gibt es das perfekte Leben. Aber nicht die perfekte Gesellschaft.

**SPIEGEL:** Ihr Liberalismus ist weniger Doktrin als Moral?

**Vargas Llosa:** Eine moralische Haltung, ja. Die Entdeckung des Sozialphilosophen Karl Popper und die Lektüre seines großen Werks „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ waren für meine moralische und politische Entwicklung von absolut zentraler Bedeutung, als ich in den siebziger Jahren eine ernste politische Krise durchmachte und dem Linksutopismus abschwor. Popper war mein intellektuelles Erweckungserlebnis, viel mehr noch als andere liberale Denker wie Raymond Aron und Isaiah Berlin.

**SPIEGEL:** In Ihrem Buch „Der Traum des Kelten“ versammeln Sie wieder alle Motive Ihrer erzählerischen Welt: Einsamkeit, Leidenschaft, Grausamkeit, Machtmissbrauch, Auflehnung, Kolonialismus und Nationalismus. Sind das immer noch die Brandsätze, die die Welt auch heute in Flammen versetzen können?

**Vargas Llosa:** Die Nachwirkungen all dieser Dämonen der Geschichte sind immer noch äußerst stark, nicht nur in Lateinamerika. Die koloniale Welt ist unterge-

gangen, aber ihre zerstörerischen Kräfte sind noch lebendig, im Kongo zum Beispiel, dessen endlose Tragödie ihre Wurzeln in den Jahren der brutalen belgischen Kolonialherrschaft hat.

**SPIEGEL:** Diese Schreckenszeit mit ihren Menschenrechtsverletzungen, der Ausbeutung der Schwarzen und der Korruption ist ein zentrales Kapitel Ihres Romans: Sie markiert den Wendepunkt im Leben Ihres Protagonisten Roger Casement.

**Vargas Llosa:** Ja, ich habe den Roman nicht geschrieben, weil ich das Unrecht jener Jahre noch einmal anprangern wollte, sondern weil mich diese Figur faszinierte.

**SPIEGEL:** Wie sind Sie auf Roger Casement gekommen?

**Vargas Llosa:** Ich las eine neue Biografie über Joseph Conrad, einen Autor, den ich immer sehr bewundert habe, und war sehr beeindruckt, als ich darin erfuhr, dass Casement die erste Gewährsperson war, die Conrad bei seinem einzigen Aufenthalt im Kongo getroffen hatte. Casement war zu diesem Zeitpunkt schon seit sechs Jahren mit den Verhältnissen im Kongo vertraut.

**SPIEGEL:** Er wurde später von der britischen Regierung beauftragt, einen Bericht über die Zustände dort zu schreiben, der großes Aufsehen erregte und unmittelbare politische Folgen hatte.



Nobelpreisträger Vargas Llosa bei der Verleihung in Stockholm 2010: „Wunder geschehen, wenn man sie am wenigsten erwartet“

**Vargas Llosa:** Casement öffnete Conrad die Augen für Dinge, die damals nur wenige Europäer kannten. Das machte mich neugierig. Wer war dieser Mann, der einen Blick ins Herz der Finsternis geworfen hatte? Und dann entdeckte ich, dass er bald erneut einen Auftrag erhalten hatte, um die Gräueltaten an den Amazonas-Indianern aufzudecken, die Zwangsarbeit für ein mit britischem Kapital tätiges Kautschukunternehmen leisten mussten, zu Tausenden missbraucht, gefoltert, massakriert wurden. Am Anfang war mein Buch gar kein literarisches Projekt, es speiste sich aus dem Interesse an einer historischen Figur. Erst nach und nach, als ich das Material zusammentrug und Notizen zu machen begann, spürte ich, dass darin der Stoff für einen Roman steckte.

**SPIEGEL:** Casement näherte sich danach immer mehr der katholisch-irischen Unabhängigkeitsbewegung an. Er reiste sogar zu Beginn des Ersten Weltkriegs nach Berlin, um deutsche Militärhilfe für den irischen Freiheitskampf zu organisieren. Die Briten outeten ihn als Homosexuellen, um seinen guten Ruf endgültig zu ruinieren. Er wurde schließlich wegen Hochverrats hingerichtet. Ist Ihr Buch auch die Rehabilitation eines tragisch Vergessenen?

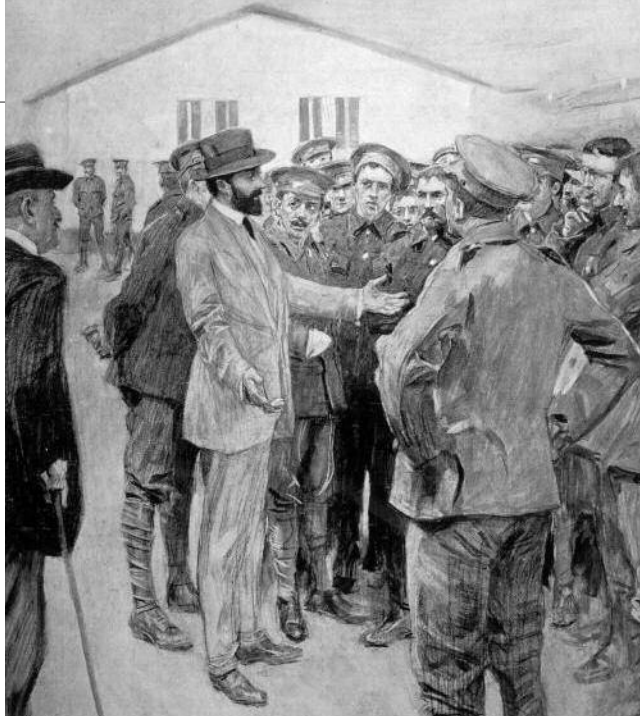
**Vargas Llosa:** Er war ein ungewöhnlicher Held. Wir neigen dazu, Helden als vollkommene Gestalten von der Geburt bis zum Tod zu betrachten. Casement war das genaue Gegenteil, ein wahres menschliches Wesen, voller Widersprüche, fehlbar, heldenhaft in einer Hinsicht und düster in einer anderen. Deshalb beunruhigte er alle, die Engländer wie die Iren. War er ein Verräter oder ein Patriot? Er wollte das eine sein und wählte den Weg des anderen.

**SPIEGEL:** Solche Widersprüche geben eine gute Romanfigur her.

**Vargas Llosa:** Eine geschichtliche Figur, die dazu prädestiniert war, ein Romanheld zu werden. Roger Casement stand an der Spitze der Probleme seiner Zeit, als in Europa die Erkenntnis dämmerte, dass der Kolonialismus das Gegenteil dessen war, was er zu sein behauptete: die Antizivilisation, der Antihumanismus, die Barbarei.

**SPIEGEL:** Den Titel Ihres Buchs, „Der Traum des Kelten“, haben Sie einem langen Gedicht von Casement entliehen. Umfasste sein Traum mehr als die irische Unabhängigkeit?

**Vargas Llosa:** Er wollte, dass Gerechtigkeit geschehe. Und das macht ihn zu einem



Romanvorbild Casement\*: „Heldhaft und düster“

echten Helden. Er war kein Fanatiker – naiv gewiss, aber dabei immer von Prinzipien und Überzeugungen gelenkt, nicht von Interessen. Alles ist zwiespältig an ihm. Vielleicht macht gerade das einen modernen Charakter aus ihm, mysteriös und pragmatisch zugleich.

**SPIEGEL:** Muss ein Schriftsteller, ganz besonders einer aus der Dritten Welt, sich politisch engagieren, um wahrhaftig zu sein?

**Vargas Llosa:** Es gibt wunderbare Schriftsteller, die nicht an Politik interessiert sind; in den Erzählungen, Gedichten und Kurzgeschichten von Jorge Luis Borges zum Beispiel kommt Politik schlichtweg nicht vor. Ich bin da ein wenig altmodisch: Ein Schriftsteller sollte sich nicht scheuen, sich die Hände schmutzig zu machen, sich hineinzuknien, mitzumischen in der politischen Debatte der Demokratie, Schlagwörter durch Ideen zu ersetzen, bleibenden Sinn statt flüchtige Aktualitäten zu suchen, die Sprache zu klären, dem Wesentlichen der menschlichen Existenz nachzuspüren. Literatur muss immer auf Transzendenz zielen, sonst verkommt sie zu Propaganda.

**SPIEGEL:** Sie haben einmal gesagt, nur ein Künstler sein zu wollen in Ländern wie



Vargas Llosa beim SPIEGEL-Gespräch\* „Darsteller im Medientheater“

denen Lateinamerikas komme einem moralischen Verbrechen gleich.

**Vargas Llosa:** Wenn Sie in einem Land leben, in dem die Grundprobleme nicht gelöst sind, in dem Sie nicht wissen, ob morgen oder übermorgen noch Freiheit herrscht, in dem Missbrauch und Menschenrechtsverletzungen alltäglich sind, dann müssen Sie als Schriftsteller etwas tun. Ohne Überheblichkeit, ohne Anspruch, auf alles eine Antwort zu wissen, aber stets mit dem Ziel, Gewalt zu bekämpfen, Gewalt, die in den meisten Ländern der Dritten Welt die Politik prägt, durch die Macht der Worte abzulösen.

**SPIEGEL:** Ihre politischen Ansichten haben zu einer tiefen Feindschaft mit Ihrem früheren Freund Gabriel García Márquez geführt, den Sie einmal als Häftling Cas-

tros bezeichneten. Ist keine Versöhnung in Sicht?

**Vargas Llosa:** Ich rede nicht über García Márquez.

**SPIEGEL:** Ach?

**Vargas Llosa:** Nein. Überlassen Sie diese Frage den Biografen, wenn wir beide denn Biografen verdienen.

**SPIEGEL:** Schmerzt es Sie noch, dass Sie 1990 die Präsidentschaftswahl in Peru gegen Ihren Konkurrenten Alberto Fujimori verloren?

**Vargas Llosa:** Ich habe damals viel über meine völlige Ungeeignetheit als Politiker gelernt. Ich habe dann aus dieser Erfahrung ein Buch gemacht, „Der Fisch im Wasser“. Das war meine Katharsis. Ich hatte natürlich eine Enttäuschung erlebt, aber ich fühlte mich auch befreit.

**SPIEGEL:** Vielleicht war diese Niederlage in der Politik ein Gewinn für die Literatur?

**Vargas Llosa:** Das will ich doch hoffen. Mein Gegner verbüßt jetzt eine Gefängnisstrafe von 25 Jahren wegen schwerer Menschenrechtsverletzungen. Ich bekam den Literaturnobelpreis, was in meiner Heimat auch als Auszeichnung für Peru gefeiert wurde.

**SPIEGEL:** Ist der Künstler, allen voran der Schriftsteller, auf seine Art auch ein Revolutionär?

**Vargas Llosa:** Ja. Jeder Kreative ist ein Unzufriedener. Der Schriftsteller hält die utopische Hoffnung auf eine andere, bessere Welt am Leben. Das macht ihn in den Augen der Machthaber so gefährlich. Die Schönheit, die Perfektion des von der Phantasie ersonnenen literarischen Entwurfs ist das Gegenmodell zur schlechten Realität. Und darin liegt der Keim der Rebellion. Schreiben ist ein Akt des Widerstands und der Befreiung für mich seit meinen Jugendjahren.

**SPIEGEL:** Herr Vargas Llosa, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Oben: Illustration von 1916; unten: mit den Redakteuren Volker Hage und Romain Leick in Madrid.